
Bashkim Shehu

Der Zug, der Traum und das Gefängnis

Aus dem Albanischen von Jakob Rath

Liebe Kollegen,

wahrscheinlich erinnert ihr Euch nicht, daß ich in der kleinen Stadt, in der ich geboren wurde, aufwuchs und gelebt habe, aus Eurem Zug ausstieg, der auch mein Zug war, aber es nicht mehr ist. Natürlich wollte ich in den Zug zurückkehren, um mit Euch zusammen unsere wunderbare Reise fortzusetzen. Das dürft ihr mir glauben! Landschaften gleiten vorbei und verändern sich ständig. Da ist der sanfte Tanz grüner Hügel, Wälder und Seen beruhigen das Gemüt, zarte Federwölkchen grüßen vom Himmel, in Bächen neben den Geleisen schiebt sich klares Wasser träge gegen die Richtung des Zugs und der Zeit – eine arkadische Vision im Europa des Jahrtausendwechsels. Es gibt keine Grenzen mehr zwischen den Staaten, mindestens nicht für uns, die Passagiere dieses Zuges, zu denen ich gehöre: Niemand verlangt meinen Paß, um dann mit gerunzelter Stirn und musternden Blicken darin zu blättern, weil ich aus einem Land komme, das bis in die jüngste Vergangenheit viel zu erleiden hatte, womöglich bis zu dem Tag, an dem ich meine Reise in diesem Zauberzug antrat. Auch zwischen den Sprachen gab es keine Grenzen, als ich mich

noch unter Euch befand, liebe Kollegen, die ihr aus allen Winkeln Europas in den Zug gekommen wart.

Ein Zug voller Schriftsteller – das ist der arkadische Traum unserer Kollegen in den alten Zeiten, als die Menschheit ihre Morgenröte erlebte. Dennoch, auf den zahllosen Cocktailempfängen fühlte ich mich manchmal wie im Turm von Babel, diesem vermessenen Versuch, sich dem Himmel gleich zu machen, für den Gott oder die Götter die menschliche Rasse bestrafte. Das verdroß mich natürlich, doch wenn dann die Gläser klangen, war ich wieder anderswo, im friedvollen Arkadien einer fernen Vergangenheit. Und wenn dies manchmal nicht gelingen mochte, so versetzte mich doch das nächste Glas in einen Festtag ohne Anfang und Ende wie die Zeit, der mich den Alptraum vom babylonischen Turm fast ganz vergessen ließ.

Nein, ich hatte gewiß nicht die Absicht, mich von Euch zu trennen! Ich wollte nur kurz einmal zu Hause vorbeischaun, wenn wir schon in der kleinen Stadt waren, in der ich geboren wurde, aufgewachsen bin und gelebt habe.

Als ich vom Bahnhof zu meiner Wohnung in der Altstadt ging, waren die Straßen fast leer, und die Häuser kamen mir merkwürdig gealtert und verwahrlost vor, als seien viele Jahre vergangen, seit ich meine Reise im Zauberzug angetreten hatte. Ein Schatten von Verlassenheit lag über der Stadt. Trotzdem, ich war in meiner Stadt und eilte in freudiger Erwartung durch die öden Straßen.

Es dämmerte schon, als ich zu dem Haus kam, in dem ich wohne. Auf der engen Treppe nahm ich immer zwei Stufen auf einmal, und als ich dann vor der Wohnungstür stand, entdeckte ich darauf ein Messingschild mit einem fremden Namen. War meine Frau inzwischen umgezogen? Ein wenig zögernd klopfte ich an, denn ich

hoffte immerhin, die neue Adresse meiner Familie erfahren zu können. Die Tür ging auf, und ich sah mich meiner Frau gegenüber. Sie war es, kein Zweifel! Doch wie erschrak ich, als sie mich ansprach: „Sie wünschen, bitte?“ Und dann, weil es mir ganz die Sprache verschlagen hatte: „Zu wem wollen Sie denn?“ „Verzeihung!“, erwiderte ich und rannte die Treppe hinab.

Ich trat auf den Gehsteig hinaus, ohne mir erklären zu können, was dies alles zu bedeuten hatte. Wo sollte ich mich hinwenden? Das Café Mozart fiel mir ein. Um diese Abendstunde hatte ich mich dort stets mit guten Freunden getroffen. Ich ging um die Ecke und blickte hinüber auf die andere Straßenseite: Das Café war noch da, aber die Gitter waren genauso heruntergelassen wie bei allen anderen Geschäften. Mir fiel ein, daß schon in der Straße vom Bahnhof hierher alle Läden geschlossen gewesen waren. Daher stammte also das befremdliche Gefühl, das mich gleich nach meiner Ankunft in der Stadt befallen hatte. Verwirrt und mit unsicheren Schritten ging ich zurück zu dem Gebäude, in dem meine Wohnung sein mußte. Natürlich hätte ich auch zu Euch ins Hotel kommen können, verehrte Kollegen, es wäre nicht weit gewesen. Aber wie hätte ich Euch erklären sollen, daß ich die Nacht nicht zu Hause verbrachte? Das ganze mußte ein Mißverständnis sein. Ich ging also wieder die Treppe hinauf und klopfte erneut.

Gleich darauf stand ich wieder meiner Frau gegenüber. „Treten Sie doch bitte ein“, sagte sie diesmal. „Sie dürfen gerne hier bleiben, wenn sie sonst nirgends unterkommen können.“ Ihr Gesichtsausdruck war noch genauso reserviert wie vorher. Ich betrat meine Wohnung, in der sich nichts verändert hatte. Auch mein Sohn, der Säugling, war da, es konnte sich um keinen anderen handeln. Da war die Strampelhose, in der er aussah wie ein Märchenprinz, da waren die Spielsachen, die ich noch kurz vor meiner Abreise zusammen mit

meiner Frau ausgesucht hatte. Und die Frau gehörte hierher, es war meine Gattin. „Haben Sie Hunger?“, fragte sie mich. Verlegen nickte ich. „Also dann, es gibt gleich etwas zu essen“, meinte sie mit einem matten Lächeln. Sie nahm den schlummernden Säugling und brachte ihn ins Schlafzimmer, dann deckte sie den Tisch für sich und mich, und ich nahm ihr gegenüber Platz, wie üblich. Schweigend aßen wir. Eine abergläubische Furcht hinderte mich daran, dem albernen Spiel ein Ende zu setzen. „Woher kommen Sie?“, fragte sie mich schließlich. „Von sehr weit her“, antwortete ich. Damit hatte ich mich endgültig auf das Spiel eingelassen. Doch innerlich hoffte ich noch darauf, spätestens beim Schlafengehen werde sich alles wieder ändern. Sie bereitete mir ein Lager im Gästezimmer, das gemeinsame Ehegemach blieb mir verwehrt. In der Nacht wird sie schon zu mir kommen, tröstete ich mich, dann löst sich der ganze Spuk auf.

In dem klammen Gästebett konnte ich keinen Schlaf finden. Ich wälzte mich hin und her. Dann kam sie. Wahrscheinlich war es ein Traum, ich weiß es bis heute nicht genau. Auf jeden Fall war es meine Frau, das erkannte ich bei jedem Kuß, bei jeder Berührung, bei jedem Stöhnen, bei jeder wilden Zärtlichkeit, bei jedem Biß, bei jedem Zucken ihres Körpers, bis wir dann erschöpft zur Ruhe kamen. Bis zum frühen Morgen, wenn es kein Traum war, gaben wir uns einander immer wieder hin, und danach lagen wir in schweigender Umarmung da. Ich wagte nicht, als erster zu sprechen. Schließlich flüsterte sie mir mit ersticker Stimme zu: „Wenn es hell wird, dann geh! Und komm nie wieder!“ „Warum?“, fragte ich mit dünner Stimme. „Ich habe Angst“, sagte sie. „Vor wem?“ „Vor mir selbst“, antwortete sie. „Ich fürchte mich auch vor mir selbst“, antwortete ich in der vagen Hoffnung, nun werde sich alles aufklären. „Da siehst du es“, gab sie zurück. „Bist du verheiratet?“ „Ja. Und du?“, sagte ich, ohne recht zu überlegen. „Mein Mann ist an der Front“, sagte sie. „Ich weiß nicht, vielleicht ist er schon tot. Ich hätte ihm das nicht

antun dürfen. Es muß alles vergessen sein, was zwischen uns war. Und du mußt mich vergessen". Sollte ich ihr sagen, daß ich ihr Mann war? Ich brachte keinen Ton heraus. Vielleicht würde sie es falsch verstehen. Und wenn sie wirklich nicht meine Frau war? Wenn ich nicht ich war? „Mir ist, als hätten wir uns schon immer gekannt", sagte ich und wollte sie umarmen. Sie entzog sich mir, stieß mich zurück und sprang aus dem Bett. „Mir geht es auch so", sagte sie. „Gerade deshalb habe ich ja Angst. Bitte, geh so bald wie möglich weg, gleich am Morgen. Und ich möchte dich nie wieder sehen!" Dann stürzte sie hinaus.

Es dämmerte. Ich kroch mühsam aus dem Bett und schaute im blassen Morgenlicht in den Spiegel. Er befand sich in der Tür eines wackeligen Schrankes, den wir uns beim Einzug in diese Mietwohnung besorgt hatten, ohne ihn dann je zu benutzen. Ja, ich erkannte mich wieder, trotz der starren, finsternen Miene, die wie eine Maske auf meinem Gesicht festgewachsen schien. Ich war also ich, aber trotzdem würde ich aus dem Haus verschwinden. So zog ich mich an, nahm meinen Koffer und schlich mich auf Zehenspitzen hinaus. Nur im letzten Moment gestattete ich mir noch einen verstohlenen Blick zurück auf die geschlossene Tür, hinter der mein Sohn schlief.

Draußen auf der leeren Straße fiel mir wieder nichts anderes ein, als um die Ecke zum Café Mozart zu gehen. Um diese Zeit würde ich dort mit Sicherheit einer Schar alter Freunde begegnen, denn wir pflegten uns jeden Morgen vor der Arbeit oder später in kurzen Arbeitspausen dort zu treffen. Es war eine durchaus gemischte Gesellschaft, Taxifahrer gehörten dazu, ein Postbote, drei schriftstellernde Bohemiens, eine gleiche Zahl von Journalisten, die trotz fester Anstellung bei Zeitungen ebenfalls einen bohemhaften Lebensstil bevorzugten, ein paar Schauspieler vom Theater, an dem ich als Dramaturg gearbeitet habe, zwei Kostümbildner, ein Gepäckträger.

Wie ich Euch bereits erzählt habe, liebe Zugkollegen, befindet sich mein Viertel, soweit es überhaupt noch als mein Viertel bezeichnet werden kann, in der Innenstadt, wo sich die Kunst und Kultureinrichtungen ballen, darunter eben auch das Theater, an dem ich als Dramaturg gearbeitet habe. Siehe da, das Café Mozart war geöffnet. Ich ging über die Straße, betrat den gegenüberliegenden Gehsteig und dann mit einem merkwürdigen Gefühl, in dem sich Niedergeschlagenheit mit Sehnsucht und Vorfreude mischte, das Lokal. Doch ich konnte keinen meiner Freunde entdecken, noch nicht einmal einen Bekannten. Nur ein paar alte Männer klebten an der Theke und tranken wortlos Kaffee, Kognak oder Bier. Als ich einen Platz zwischen ihnen gefunden hatte, bestellte ich ebenfalls einen Kaffee, an dem ich ohne großes Verlangen, fast widerwillig nippte. Da sprach mich einer der Greise an. „Wo warst du denn die ganze Zeit, alter Freund?“, fragte er und schickte sich an, mich zu umarmen. Ich schaute ihn verdutzt an. „Kennst du mich denn nicht mehr?“, sagte er und nannte mir seinen Namen, den ich hier nicht zu erwähnen brauche, weil ihr den Mann sowieso nicht kennt. Es handelte sich um einen meiner engsten Freunde, einer der Bohemeschriftsteller, mit dem ich hier jeden Morgen und oft auch abends zusammengesessen hatte. Wie konnte er nur so unglaublich gealtert sein? Was für einen Streich spielte mir da die Zeit? Die anderen brachen in ein sinnloses Gelächter aus. Ich muß mich verirrt haben, dachte ich und rannte verwirrt hinaus, ohne meinen Kaffee vorher auszutrinken.

Meine Beine trugen mich wie von selbst zu dem Theater. Ich zögerte einen Augenblick und blieb stehen. Sollte ich wirklich hingehen? Doch dann setzte ich mich wieder in Bewegung und näherte mich dem Gebäude, voller Angst vor weiteren unangenehmen Überraschungen. Mit der ersten sah ich mich bereits am Eingang konfrontiert, als der Pförtner sich weigerte, mich einzulassen. „Zutritt hat nur, wer hier arbeitet“, erklärte er. Ich schob ihn zur Seite und ging weiter.

Auf dem Flur zwischen den Büros und der Bühne begegnete ich dem Inspizienten, der mich übersah. Die Schauspieler hatten Probe. Das Stück stammte von mir selbst, es war mein jüngstes. Im Bühnenhintergrund deklamierte einer der Darsteller, er spielte den Autor, seinen Monolog. Allerdings war der Text durch eine Menge sinnloser Hinzufügungen völlig verunstaltet. Ich ging durch die Kulissen und stieg von der Bühne ins Parkett hinunter, wo der Regisseur saß. Mit leiser Stimme setzte ich ihm auseinander, daß diese Änderungen für mich als Autor auf keinen Fall zu akzeptieren seien. Irgendetwas in dieser Art. „Bitte lassen Sie uns in Ruhe arbeiten“, erwiderte er mit einem zornigen Blick. Der Darsteller des Autors hatte derweilen seinen Redeschwall ungerührt fortgesetzt. Manchmal glaubte ich, Bekanntes zu entdecken, etwas, das meinem Werk, von dem ich Euch erzählt habe, wenigstens glich. Trotzdem nahm mein Schrecken mit jedem herausgeschleuderten Wort zu, bis ich es schließlich nicht mehr aushielt und auf die Bühne stürzte. „Ich bin der Autor“, schrie ich mit heiserer Stimme, „das ist eine Verballhornung, das ist Diebstahl! Ich bin der Autor, ich werde Euch schon erzählen, was los ist!“ Alle standen wie erstarrt, nur der Regisseur sprang auf und brüllte: „Werft diesen Landstreicher hinaus!“ Zwei Schauspieler im Kostüm von Gendarmen packten mich an den Armen. „Laß dich hier nicht mehr blicken!“, ließ sich eine andere Stimme vernehmen. Es war der Direktor.

Man schleppte mich zur Tür und stieß mich hinaus. Ich rollte die Marmorstufen hinunter. Nur mit Mühe kam ich wieder auf die Beine. Die Passanten glotzten erstaunt. Ich muß wirklich verrückt geworden sein, dachte ich, oder alle anderen in dieser Stadt sind verrückt. Hier hatte ich nichts mehr zu suchen. Ich hatte keine Familie mehr, keine Freunde und Kollegen, kein literarisches Werk, und außerdem war ich auch noch arbeitslos. Ich war ein Ausgestoßener!

So beeilte ich mich, zum Zug zu kommen, unserem Zug, liebe Kollegen! Der Gedanke an den Zug verschaffte mir eine gewisse Erleichterung. Wenigstens gibt es noch die Reise, unsere ewige Reise, fuhr mir in diesem Augenblick durch den Kopf. Doch als ich am Bahnhof ankam, war kein Zug da. Hatte ich mich verspätet? Ein Blick auf die Uhr bewies das Gegenteil. Vielleicht war ich zur rechten Uhrzeit da, nur am falschen Tag? Nein, das Datum stimmte, wie mir meine Armbanduhr sagte. Stimmten womöglich Datum und Uhrzeit, aber das Jahr war falsch? Auf jeden Fall blieb ich auf dem Bahnhof und wartete. Wie lange ich wartete, kann ich nicht mehr genau sagen, liebe Kollegen. Endlich kam ein Zug. Gewiß, es war nicht unser Zug. Oder genauer, es war nicht euer Zug, denn der meine war es schon. Ich stieg ein, ohne lange zu überlegen. Es ging wie von allein. Wahrscheinlich war mir das Ein- und Aussteigen inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen, nachdem ich es mit Euch zusammen auf den vielen Bahnhöfen so oft getan hatte.

Die Abteile waren leer. Ich ging durch die Wagen, ohne eine Menschenseele entdecken zu können. Der Zug hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt, aber in die falsche Richtung. Ich ging weiter durch die leeren Wagen, in die Richtung, in die euer Zug gefahren war, als könnte ich so zu Euch gelangen. Und da, in einem Wagen, gab es Reisende verschiedenen Geschlechts, in alte Mäntel gehüllt saßen sie da. Es wurden immer mehr. Dann bemerkte ich auch noch andere, anders gekleidete Fahrgäste. Sie trugen Uniformen wie die Schauspieler, die mich aus dem Theater geworfen hatten, außerdem waren sie bewaffnet. Ich wollte hinausschauen, um festzustellen, wo wir uns befanden, doch die Fenster waren vernagelt. Als ich versuchte, den Waggon wieder zu verlassen, hielt mich einer der Aufseher an. Begleitet von Worten in einer unverständlichen Sprache bedeutete er mir durch Zeichen, ich solle mich hinsetzen und mich nicht mehr rühren. Ich hockte mich in eine Ecke. Mein Koffer war

verschwunden. Ich griff in die Tasche meines Mantels, der so alt war wie die Mäntel meiner düsteren Mitreisenden, und fand darin ein gefaltetes Blatt Papier und einen Bleistiftstummel. Das Blatt war bereits zur Hälfte mit einer schrägen Schrift bedeckt, ich hatte es wohl auf dem Weg hierher selbst beschrieben, um es Euch zu schicken, liebe Kollegen, weil ihr wissen sollt, was mir widerfahren ist. Aber nun muß ich diesen Brief beenden.

Liebe Kollegen, ich weiß nicht, ob einer von Euch diesen Brief je lesen wird. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihn überhaupt abschicken kann. Außerdem habe ich keine Ahnung, wo ihr seid. Ich weiß nicht, ob ich jetzt einen Traum erlebe, oder ob ein Traum war, was ich im Zug des Jahres 2000 erlebte, der durch ein grenzenloses Europa fuhr, in einem einzigen Fest ohne Ende. Gerne würde ich mich namentlich an jeden einzelnen von Euch wenden, aber ich erinnere mich nicht mehr an Eure Namen, wahrscheinlich war alles wirklich ein Traum. An Eure Gesichter jedoch kann ich mich erinnern, an jedes einzelne, denn Träume sprechen in Bildern, nicht in Worten, so wie dieser Brief, den ich Euch über die Grenzen des Traumes hinweg zukommen lassen möchte. Es ist ein Brief ohne Datum, weil ich nicht weiß, in welchem Jahr ich lebe, und ohne Absender, weil ich nicht weiß, wo ich bin. Auf den Moment unserer Ankunft, möglicherweise in einem Vernichtungslager, kann ich nicht warten. So vermerke ich auf dem Brief nur Eure Adresse, „Literaturexpress Europa 2000“, die Adresse eines Traumes, aus dem ich unglücklicherweise erwacht bin, um mich in diesem Häftlingszug wiederzufinden. Wie jeder einigermaßen erfahrene Gefangene weiß ich, daß es Gefängnis bedeutet, wenn man von einem Zug träumt. Dennoch kann ich nicht anders, als von einem anderen Zug zu träumen, der im Jahr 2000 durch ein anderes Europa und eine andere Welt fahren wird, mit Euch als Passagieren, liebe Kollegen. Deshalb habe ich Euch diesen Brief geschrieben.